

Kirche und Gesellschaft

Herausgegeben von der
Katholischen Sozialwissenschaftlichen
Zentralstelle Mönchengladbach

Nr. 339

Peter Paul Müller-Schmid

Arbeit und Muße

Auf der Suche nach einem neuen Gleichgewicht

J.P. BACHEM VERLAG

Die Reihe „Kirche und Gesellschaft“ will der Information und Orientierung dienen. Sie behandelt aktuelle Fragen u. a. aus folgenden Bereichen:

Kirche, Gesellschaft und Politik

Staat, Recht und Demokratie

Wirtschaft und soziale Ordnung

Ehe und Familie

Bioethik, Gentechnik und Ökologie

Europa, Entwicklung und Frieden

Die Hefte eignen sich als Material für Schule und Bildungszwecke.

Bestellungen

sind zu richten an:

Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle

Brandenberger Straße 33

41065 Mönchengladbach

Tel. 0 21 61 / 8 15 96 - 0 · Fax 0 21 61 / 8 15 96 - 21

Internet: <http://www.ksz.de>

E-mail: kige@ksz.de

Ein Prospekt der lieferbaren Titel sowie ein Registerheft (Hefte Nr. 1–250) können angefordert werden.

Redaktion:

Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle

Mönchengladbach

Erscheinungsweise: Jährlich 10 Hefte, 160 Seiten

2007

© J. P. Bachem Verlag GmbH, Köln

ISBN 978-3-7616-2102-8

Seit jeher gehörte zum Grundrhythmus des Lebens die Abfolge von Zeiten der Arbeit und arbeitsfreier Zeit. Dieses Grundschema ist in unserer sich vorrangig als „Arbeitsgesellschaft“ verstehenden Gesellschaft zu einem sehr komplizierten Gebilde geworden – nicht nur, was die Arbeitswelt (inklusive des Problems der Arbeitslosigkeit), sondern auch, was die Freizeit betrifft. Zeichnet sich unsere Gesellschaft doch dadurch aus, dass sie sich nicht nur primär als „Arbeits-“, sondern auch als „Freizeit-Gesellschaft“ definiert. Freizeit braucht der Mensch, um das soziale Leben in Familie, Freundeskreis und Gesellschaft zu pflegen und sich zu erholen an Seele, Geist und Körper. Seine Mitte bildet das, was man in den alten Zeiten als Muße im Sinne geistiger Orientierung bezeichnet hat. Bis vor kurzem freilich schien dieser Begriff fast ausgedient zu haben. Erscheint dieser Begriff doch einer an Aktivität orientierten, egalitären Gesellschaft allzu voreingenommen nicht nur als wenig attraktiv, sondern auch wie ein überholter elitärer Anspruch einer gehobenen Bildungsschicht des „Akademikers“ vergangener Zeiten. Doch wie sieht die „aktivistische“ Arbeits- und Freizeitgesellschaft heutiger Prägung aus? Warum arbeiten wir? Worin liegt das Humanum, die Würde der arbeitenden Person? Ist Arbeit alles? Und: Brauchen wir nicht ein neues Gleichgewicht zwischen Arbeit und Muße?

Ambivalenzen von Arbeit und Freizeit

In den späten 1980er Jahren diskutierte man in den USA darüber, künftig werde nicht mehr, wie bisher, das Prinzip „Zeit ist Geld“, sondern der Freizeitwert vorrangig sein. Diese Annahme ist inzwischen auch für unsere deutsche Gesellschaft zu einem beträchtlichen Teil Wirklichkeit geworden. Natürlich gilt für den Arbeitnehmer auch heute noch das Geldverdienen als wichtiges Arbeitsmotiv, doch genauso wichtig geworden ist die Attraktivität der Freizeitwelt. Damit ändert sich der Sinn des Arbeitens. Man arbeitet, um das Geld für möglichst viele Freizeitaktivitäten zu verdienen. Dass damit Nichterwerbsarbeit wie ehrenamtliche, bürgerschaftliche oder erst Recht Familienarbeit, die einen unbedingten Einsatz verlangt, an den Rand der gesellschaftlichen Anerkennung gedrängt zu werden droht, ist eine Folgeerscheinung, die es zu bedenken gilt.¹

Von der beruflichen Mobilität profitieren heute am meisten Regionen, die neben einem guten Schulsystem und einem ausreichend guten Arbeitsplatzangebot zugleich mit den attraktivsten Freizeitangeboten aufwarten. Dies gilt für Arbeitnehmer wie auch für Freiberufler. Zum Le-

ben gehört für viele heute unbedingt ein bestimmter Spaßfaktor, der sich am ehesten dort realisieren lässt, wo es für die arbeitsfreie Zeit genügend Freizeitmöglichkeiten gibt. Wie sehr die Arbeitswelt heute bewusstseinsmäßig von der Freizeit her bestimmt wird, zeigen verschiedene von Seiten der Arbeits- und Freizeitforscher durchgeführte Umfragen. Selbstverständlich besagt dies nicht, die heutige Arbeitswelt sei in Zeiten immer noch hoher Arbeitslosigkeit nicht auch von einem unbarmherzigen Wettbewerb um die Arbeitsplätze bestimmt. Es besagt auch nicht, heute werde nicht hart gearbeitet. Oftmals ist sogar eher das Gegenteil der Fall, die Arbeit steigert sich zur Arbeitssucht. Heutige Arbeit mag körperlich leichter sein als früher, und die Arbeitszeit wurde im allgemeinen reichlich reduziert. Doch verlangt heutiges Arbeiten hohe Konzentration inmitten unruhiger, hektischer gewordener Zeit – dies gilt für Lehrer wie für Zugführer, Piloten, Lastwagen- oder Busfahrer, für Computerspezialisten nicht anders als für Polizisten, Ärzte und Krankenschwestern (in diesen letzteren Berufen überdies mit weit ungünstigeren Arbeitszeiten als in vielen anderen Berufssparten).

Andererseits gilt aber auch, dass die Arbeit ein Teil dessen geworden ist, was heute mit „Erlebnisgesellschaft“² bezeichnet wird. Doch was ist der Status der Arbeit in der so bezeichneten Gesellschaft? Während die Soziologen die Arbeitsgesellschaft durch das Vorherrschen der zentralen Kategorie der Zweckrationalität charakterisieren, gilt die „Erlebnisgesellschaft“ als eine Gesellschaft neuer Art, die von der jetzt auch für den Alltag geltenden Kategorie der Selbstzwecklichkeit geprägt sei. Der Imperativ lautet: „Erlebe Dein Leben!“ Arbeit müsse Freude bereiten, der persönlichen Entfaltung und Selbstverwirklichung dienen – eine, so könnte man vielleicht zusammenfassend auch interpretieren, alte Idee der Moderne, die jetzt sozusagen durch Hereinnahme erlebnisbetonter Elemente noch radikalisiert zu werden scheint. Selbstverwirklichung durch Arbeit lautet im Grunde heute dieses Motto. Damit ist auch die These verbunden, durch diese Entwicklung werde die ethisch bisher so zentrale Bedeutung der Arbeit durch die Orientierung an der erheblich an Bedeutung gewonnenen Freizeitwelt relativiert.

Arbeit ist also nicht das ganze Leben, sie ist aber einer sinngebenden Ordnung des Lebens verpflichtet. Eine falsche Arbeitseinstellung widerspricht zugleich auch der Sinnordnung. Natürlich gilt dies auch zugleich für die arbeitsfreie Zeit, die ja ebenfalls – es sei nur an die Debatte bezüglich der „Konsumethik“³ erinnert – nicht außerhalb der Sinnordnung steht. Hier stellt sich nun die Frage nach dem Sinn der Arbeit und nach ihrer Einordnung in einen Gesamtzusammenhang erfüllten menschlichen

Tuns und Seins. Die Frage hat im Verlaufe der Geschichte und ihrer Epochen sehr unterschiedliche, nicht nur den sozialen Status der Arbeit, sondern auch die Religion und die Weltbilder betreffende Antworten gefunden.

Arbeit in der griechischen und römischen Antike

Hatte in den Schriften Hesiods die Arbeit des freien Landmanns als dem Müßiggang entgegengesetzte, göttlicher Bestimmung des Menschen entsprechende Tätigkeit sich noch hoher Anerkennung erfreut, so änderte sich dies im Gefolge einer von städtischer Kultur, von Geldwirtschaft und vom Seehandel bestimmten Entwicklung der antiken griechischen Gesellschaft grundlegend. Arbeit als ländliche oder gewerbliche Handarbeit wurde den Unterschichten einschließlich der Klasse der Sklaven zugewiesen. Nach *Platon* war die ländliche Arbeit als dienende Tätigkeit mit der Tätigkeit eines freien Bürgers, der zur Mitwirkung in der bürgerlichen Gesellschaft berufen war, unvereinbar. Ähnlich sah dies auch *Aristoteles*. Interessant und einflussreich und mit der christlichen Auffassung des Wechsels von Arbeit und Ruhe, von Arbeit und Besinnung vergleichbar war allerdings Aristoteles' Auffassung von der Zielbestimmung notwendigen Arbeitsaufwands: er sollte auf die Muße hingebordnet sein. Zentral ist hierbei der in der Philosophie bis in unsere heutige Zeit als „Theorie-Praxis-Problem“ bezeichnete Sachverhalt. Oberste Aufgabe des Menschen als Vernunftwesen ist, wie Aristoteles ausführte, die Erkenntnis des das menschliche Leben bestimmenden allgemeinen Sinnkontextes. Dies meint sein Begriff der „*theoria*“, den im Mittelalter bekanntlich Thomas von Aquin im Sinne einer christlichen Metaphysik vom Vorrang der „*vita contemplativa*“ vor der „*vita activa*“ weiterentwickelte.

Hiermit in Verbindung steht eine weitere Grundaussage der griechischen Philosophie: oberster Wert menschlicher Tätigkeit ist das von Aristoteles als „*Praxis*“ bezeichnete Handeln. Es ist, modern gesagt, sinnbestimmtes Handeln. Dieses wie auch die ihm gemäße Klugheit (*Phronesis*) ist einem nur instrumentell bestimmten Handeln vorgeordnet. Aristoteles spricht in diesem Kontext vom „guten Leben“, das unser Handeln führen soll und von welchem her auch Arbeit als instrumentelle Kategorie ihre Sinnbestimmung erhält.

Mehr als das antike Griechenland ist die Entwicklung Roms geprägt von der alten, bis zum 2. Jahrhundert v. Chr. die Wehrverfassung tragenden bäuerlichen Tradition. Daraus resultierte eine der Handwerksarbeit ge-

genüber aufgeschlossenerer Haltung der Römer. Freilich änderte dies nichts an dem nicht nur die griechische, sondern auch die römische antike Gesellschaft kennzeichnenden Tatbestand eines Auseinanderklaffens der Gesellschaft in die Welt der Sklaven und die Welt der freien Bürger.

Die neue Sicht der Arbeit im Christentum

Im Gegensatz zur griechisch-römischen Tradition kennt das Christentum keinerlei Disqualifizierung bestimmter Tätigkeiten. Die Gleichheit der Menschen vor Gott und die Geschwisterlichkeit aller Menschen bleiben jeder sozialen Bewertung der Arbeit übergeordnet. Mit dieser Sichtweise hat das Christentum dem Arbeitsverständnis eine Richtung gegeben, die bis heute bestimmend bleibt.

1. Arbeit als in der Bibel begründeter Kulturauftrag

Die Bibel berichtet im Buch Genesis vom „Garten Eden“, den zu bearbeiten und zu hegen der Mensch, den Gott als oberstes Geschöpf und als sein Ebenbild geschaffen hat, von seinem Schöpfer beauftragt wird. Arbeit ist mithin mit der Erschaffung des Menschen mitgegeben. Sie ist Mitarbeit an Gottes Schöpfungswerk. Das mit der Arbeit verbundene Mühevollere des menschlichen Tuns ändert nichts an diesem Sachverhalt. Es ist, wie uns die Genesis (Gen 3,17-19) erklärt, Folge der wegen der Urstünde des Menschen erfolgten Vertreibung aus dem Paradies, verbunden mit Gottes Fluch über den Acker. Der Auftrag Gottes an den Menschen, mit seiner Arbeit das Schöpfungswerk weiterzuführen, bleibt dessen ungeachtet aber weiter bestehen.

Dieser an den Menschen ergangene biblische Herrschaftsauftrag ist ein Auftrag des Bearbeitens und Hegens. *Johannes Messner* deutet die erste Norm dieses *Kulturauftrags* als „die dem Menschen kraft seiner Vernunftbegabung ermöglichte Regelung des Wirtschaftsprozesses nach den Erfordernissen seines besten Interesses.“⁴ Dank seiner in der Gottebenbildlichkeit begründeten Vernunftbegabung ist „der Mensch als Person zu schöpferischer Weltbeherrschung im Dienste der Selbstverwirklichung aller berufen“. Wie schwer dieser Auftrag wiegt, sehen wir, wenn wir Norm und Tatsachenwelt vergleichen und erkennen müssen, wie sehr wir, wie J. Messner anmerkt, kaum je in der Geschichte weiter von der Verwirklichung dieses Kulturauftrags entfernt waren als heute angesichts der Milliarde Menschen, die in Hunger leben und weder das wirtschaftliche noch gar das kulturelle Existenzminimum erreichen.

2. Arbeit statt Müßiggang: das frühe Christentum

Vor Gott sind alle Menschen gleich, wie das frühe Christentum seiner antiken Umwelt erklärt und damit eine revolutionierende Neuausrichtung des sozialen Denkens und Handelns bewirkt. Arbeit ist Berufung und Pflicht, wie besonders *Augustinus* betont. Sie ist für jeden, für den Armen wie für den Reichen, unerlässlich. Arbeit dient dem menschlichen Unterhalt, ist aber auch Dienst an Gott und dem Nächsten, verwirklicht in der christlichen Diakonie.

Dies unterschied die christliche Sicht wesentlich von der antiken Auffassung von Arbeit und Muße, die im Grunde zuungunsten der Arbeit sich gestaltete.⁵ Arbeit im christlichen Sinne ist, wie *Paulus* anhand seiner eigenen Arbeit demonstrierte, sowohl geistliche (missionarische, dem Apostelamt geschuldete) als auch handwerkliche Arbeit. Nicht zufällig wird bei den Apologeten immer wieder auf die Arbeitsamkeit der Christen im Gegensatz zum luxuriösen Müßiggang, wie man ihn in der vornehmen Welt der Heiden kannte, hingewiesen. Der Gegenbegriff zu Arbeit („negotium“) ist im Christentum nicht mehr, wie in der antiken Welt, die Ruhe im Sinne der Muße („otium“), sondern der Müßiggang („otiositas“), wie ihn bereits der Apostel Paulus („Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen!“ [2 Thess 3,10]) von einer christlichen Arbeitsethik her bekämpfte.

3. Der Beitrag der Orden zur Herausbildung einer christlichen Arbeitskultur

Es waren insbesondere die Mönchsorden, die die christliche Ordnungssicht der Arbeit ausbauten, wobei ihre Bemühungen sowohl befreiende als auch disziplinierende Wirkungen hatten.⁶ Die *Benediktiner* und ihnen folgend auch andere Orden lebten vom Zusammenklang von Arbeit und Gebet: „*ora et labora*“ hieß die benediktinische Grundformel. Mit einigen geringfügigen Akzentverlagerungen wurde diese Sicht ins Früh- und Hochmittelalter übernommen, um bis ins Spätmittelalter und z. T. auch noch bis in die frühe Neuzeit die kulturelle Physiognomie der Zeit zu prägen.⁷ Dieses Zeitalter unterschied sich wesentlich von Neuzeit und Moderne. Gleichwohl gab es Entwicklungslinien, die auf die Neuzeit vorauswiesen und diese auch beeinflussten. In der Sozialgeschichtsforschung gibt es Versuche, nachzuweisen, dass mit Aufhebung der sozialen Voraussetzungen des antiken Arbeitsbegriffs und der vor allem durch die Mönchsorden in Gang gesetzten „Modernisierung“ der Agrarwirtschaft eine in die Neuzeit weisende Neuausrichtung der Arbeits-

ethik einsetzte. In sozialer Hinsicht kam insbesondere den *Franziskanern* Bedeutung zu. Sie wirkten gewissermaßen egalisierend einem zu großen Auseinanderdriften von Arm und Reich entgegen. Eine die Rationalitäts- und Wissenskulturbefördernde Rolle kam dagegen vor allem den *Dominikanern* zu mit ihrer Glaube und Vernunft, „contemplatio“ und „actio“ in ein Gleichmaß bringenden Philosophie und Spiritualität (*Albertus Magnus, Thomas von Aquin*).

Die *Klöster* waren oft bedeutende wirtschaftliche Einheiten, die hinsichtlich Organisation wie auch hinsichtlich Landwirtschaft, Handwerk und technischer Produktion Stätten *zivilisatorischen Fortschritts* in weiten Teilen Europas waren. Beispielhaft waren hier die *Zisterzienser*, die sich als Reformer des benediktinischen Ordensideals verstanden.⁸ Das Leben der Zisterzienser war neben dem Gebet weitgehend von der praktischen Arbeit beherrscht. Hiermit sollte dem Laster des Müßiggangs entgegengewirkt werden. Bekannterweise hatte *Benedikt* den Müßiggang als den Feind der Seele bezeichnet. Sowohl die Handarbeit als auch die geistige Arbeit der „lectio divina“ sah er als mögliche Abhilfe. Interessant an der Geschichte des Zisterzienserordens ist die von ihm äußerst erfolgreich gehandhabte Rationalisierung der Wirtschaftsführung, die jedoch die religiöse Motivation auf Dauer nicht in den Hintergrund zu drängen vermochte.

4. Wirkungen der Reformation auf das Arbeitsverständnis

Einen weiteren Schritt zur Moderne setzt die Reformation. Grundgedanke ist die in der Arbeit als gottgefälligem Dienst bestehende Pflicht des Christenmenschen. Die Reformation verstand sich als erneute Radikalisierung des im Alten und Neuen Testament grundgelegten Arbeitsverständnisses. Anders als im mittelalterlichen Denken verlor allerdings die *vita contemplativa* ihren Vorrang vor der *vita activa*. Landarbeit und Handwerk wurden dem Beten gleichgestellt. Der Christ arbeitete und überließ Gott die Sorge.⁹ Arbeit hatte ihren christlichen Sinn, indem man um Gottes und des Nächsten willen tätig war. Eine der vom Mittelalter wegführende, in die Neuzeit weisende Konsequenz des protestantischen Arbeitsethos war der Kampf gegen den Bettel, dem man vor allem durch die seit dem 16. Jahrhundert von calvinistischen Ländern wie Holland ausgehende Einrichtung von Arbeitshäusern entgegengewirkte.

Im Hinblick auf den „Modernitäts-Charakter“ des reformatorischen Arbeitsverständnisses ist eine differenzierende Sicht vonnöten. *W. Conze*, der hierbei Fehldeutungen im Anschluss an *M. Weber* zurechtrückt,

weist darauf hin, dass im protestantischen Verständnis die – in gewissem Sinne „moderne“ – Gesellschaft zwar ohne Zweifel bereits eine „Arbeitsgesellschaft“ gewesen sei, es andererseits jedoch nicht die moderne Idee des durch Arbeit zu erreichenden sozialen Aufstiegs und des Suchens nach Gewinn um des Gewinnes willen gegeben habe.¹⁰

Neuansätze in der Moderne

Nicht mehr die menschliche Person als Bild des personalen Schöpfergottes, und damit als Besitzerin einer unverlierbaren Würde, ist Ausgangspunkt des neuzeitlichen Denkens, sondern der Mensch als autonomer Souverän. Der neuzeitliche Mensch ist somit zutiefst ein „Arbeiter“: er verwirklicht sich in unermüdlichem Wirken als autonomes Wesen, das nicht auf Vorgegebenes, sondern im Sinne der Selbstverwirklichung mit seiner Vernunft auf zu Schaffendes ausgerichtet ist.¹¹ Technik ersetzt den aristotelischen Praxisbegriff, aristotelische Klugheit wird durch moderne, zweckrational orientierte politische Wissenschaft ersetzt. *Sozialethik* wird durch *Sozialtechnik* ersetzt.

Dies bedeutete zugleich eine grundsätzliche Ablehnung der Muße als einer den Menschen bestimmenden Grundhaltung. „Arbeit“ bildete den paradigmatischen Ansatzpunkt für die Neubestimmung von Theorie und Praxis. Eine wichtige Etappe dieser Entwicklung bildete *Kants* neuer, einer geistigen Revolution gleichkommender Systementwurf, der im Sinne seiner berühmten „Kopernikanischen Wende“ gegen den Realismus der aristotelischen „theoria“ als wesensorientierter Erkenntnis seinen transzendentalen Idealismus setzte. In unserem Zusammenhang wichtig ist der Hinweis auf eine hier endgültig zum Durchbruch kommende und zu einem Gesamtsystem entwickelte neue, bis in unsere Zeit einen beispiellosen Einfluss ausübende Philosophie der *Autonomie* des Menschen, verbunden mit einem Theorie-Praxis-Verständnis, welches von einem Vorrang der praktischen vor der theoretischen Vernunft beherrscht ist.

Hegel griff diesen Ansatz auf und systematisierte und erweiterte seinerseits diesen Gedanken auf der Basis seiner dialektischen Geschichtsphilosophie, die man letztlich als immanentistisch wird interpretieren müssen.¹² Arbeit wird bei Hegel in Beziehung gesetzt zum geschichtsphilosophisch gedeuteten Werdensprozess des Geistes oder, anders gesagt, zur Verwirklichung des Prinzips der Freiheit im Prozess der Weltgeschichte.¹³

Bei *Marx* schließlich, der an Hegels Philosophie anknüpft, wird der Mensch zum vollkommen sich selber gehörenden Subjekt, das als Resultat seiner Arbeit bezeichnet wird. Marx wirft der kapitalistischen Wirtschaftsweise vor, einen falschen Arbeitsbegriff zu vertreten¹⁴, d. h. einen Arbeitsbegriff, der statt an der kollektiv herzustellenden Selbstverwirklichung des Menschen sich zu orientieren und somit den Zusammenhang von Arbeit und menschlicher Freiheit anzuerkennen dessen Negation bedeute. Und statt des früheren Komplementärbegriffs der Muße tritt bei Marx gegenüber der Arbeit bzw. der Arbeitszeit der Begriff der in der klassenlosen Gesellschaft allen verfügbaren freien Zeit, die dem Subjekt zur universellen Selbstentfaltung dienen soll.

„Laborem exercens“: Die Würde der menschlichen Arbeit

Wohin der Realisierungsversuch der klassenlosen Gesellschaft führen konnte, hat das totalitäre System des in der Sowjetunion und in Osteuropa zur Herrschaft gelangten Kommunismus gezeigt. Papst *Johannes Paul II.* hatte als Priester und als Bischof dieses System in seinem Heimatland in all seinen Verzweigungen kennen gelernt. Zu diesen Erfahrungen gehörte ein Programm rigoroser atheistischer Gesellschaftspolitik wie auch rücksichtsloser Kollektivierung der Gesellschaft. Die Arbeit wurde glorifiziert, doch der Arbeiter selbst hatte wenig Rechte. Sein Status war der eines Objekts innerhalb des industriellen Produktionssystems. Die Arbeiter waren letztlich Befehlsempfänger, die das, was kollektiv bestimmt wurde, zu erfüllen hatten. Diese Erfahrung bildete den Hintergrund für seine Sozialzyklika „*Laborem exercens*“ (1981), die exklusiv davon handeln sollte, dass Arbeit, weil von der menschlichen Person geleistet, mit Würde ausgestattet ist.¹⁵

Der Arbeitsbegriff in „*Laborem exercens*“ ist universal gefasst: gemeint ist „jedes menschliche Tun“, das der Mensch unternimmt, „damit er die Erde sich untertan mache“ (vgl. Gen 1, 28). Arbeit wird mithin nicht etwa reduziert auf die Erwerbsarbeit, sondern umfasst auch die leider nicht immer gebührende Anerkennung findende tagtägliche „Verantwortung und die Mühe des Haushalts und der Kindererziehung“. Sie umfasst Handarbeit wie auch intellektuelle Arbeit von der Forschung bis zu den Führungsaufgaben, wie sie auf den verschiedenen Handlungsebenen erforderlich sind. In diesem umfassenden Sinne verstanden, sieht der Papst in der Arbeit einen Schlüssel, vielleicht sogar „den wesentlichen Schlüssel“ zur allmählichen Lösung der sozialen Frage.

Zentrale These ist die Begründung der Würde der Arbeit in der personalen Würde des Subjekts der Arbeit, welches – als Ebenbild Gottes zur Mitarbeit an seinem Schöpfungswerk berufen – nicht den Nützlichkeits-erwägungen der verobjektivierten Arbeitswelt unterworfen werden darf. Jede aus diesem Geist verstandene Arbeit ist daher als wertvoll zu betrachten. Unnütze oder wertlose Arbeit gibt es in dieser Hinsicht nicht. Dass es in jeder Wirtschaftsordnung objektive Maßstäbe der Bewertung von Arbeit geben muss, wird in der Enzyklika nicht bestritten. Worum es aber geht, ist die Feststellung, dass die „objektiven“ Bewertungsmaßstäbe nicht auf die Person des arbeitenden Menschen übertragen werden. Dies wäre nämlich „materialistisch“ und „ökonomistisch“. Der Papst nennt dies den „Irrtum des primitiven Kapitalismus“.

Strukturelle Konsequenzen dieser an der Würde der Arbeit orientierten Sicht betreffen die Forderung einer Arbeitsordnung, die schon in ihren Grundlagen den Gegensatz zwischen „Arbeit“ und „Kapital“ überwindet und aufgebaut ist „nach dem Prinzip des Menschen als des Subjekts der Arbeit und seiner wirksamen Teilnahme am ganzen Produktionsprozess, unabhängig von der Art der Leistungen, die der Arbeitende erbringt“. Die *Sozialpartner* werden zur Zusammenarbeit ermahnt, sei es doch „ein Kennzeichen der Arbeit, dass sie die Menschen vor allem eint“. Darin bestehe ihre soziale Kraft, sie bilde Gemeinschaft. Aber auch der Behinderte hat in der Arbeitsgesellschaft eine vorgegebene Menschenwürde. Der Dienst an ihm ist zudem ein zentrales christliches Anliegen.

In drei die Werte betreffenden Bereichen zeigt die Enzyklika darüber hinaus Möglichkeiten der Entwicklung eines *Ethos der Arbeit* auf. Da ist zunächst der mit mühevoller Arbeit und Fleiß verbundene wichtige Bereich der *Tugendethik*, der durch die Enzyklika gewissermaßen eine Rehabilitierung erfährt – eine Rehabilitierung allerdings nur unter der Voraussetzung einer sozialen Ordnung, „die es dem Menschen erlaubt, in der Arbeit ‚mehr Mensch zu werden‘, statt sich ihretwegen zu erniedrigen“. Als Zweites betont die Enzyklika den Grundwert der *Familie*, innerhalb dessen Arbeit und Fleiß auch den gesamten Erziehungsprozess prägen. Die dritte Ebene schließlich ist die der *nationalen und menschheitlichen Kultur*, nicht zuletzt auch der „ungeheuren Entwicklung der Produktionsmittel“, die einen Fortschritt darstellt unter der Voraussetzung, „dass die objektive Dimension der Arbeit nicht die Oberhand über die subjektive gewinnt und so dem Menschen seine Würde und seine unveräußerlichen Rechte nimmt oder schmälert“.

Der notwendige Rhythmus von Arbeit und arbeitsfreier Zeit

In „*Laborem exercens*“ bezeichnet Johannes Paul II. die bereits im ersten Kapitel des Buches *Genesis* vorfindliche Beschreibung des Schöpfungswerkes als in gewissem Sinne das erste „Evangelium der Arbeit“. Es begründe den Sinn der Arbeit wie auch der notwendigen Arbeitsruhe. Es lehre, dass der Mensch durch seine Arbeit Gott, seinen Schöpfer, nachahmen solle, da er – und nur er allein – ausgezeichnet sei, sein Ebenbild zu sein. „Der Mensch soll Gott nachahmen, sowohl in der Arbeit als auch in der Ruhe, da Gott ihm sein eigenes schöpferisches Tun in der Form der Arbeit und der Ruhe vor Augen führen wollte.“ Damit weist Johannes Paul II. auf die theologische Begründung eines den Menschen bestimmenden Grundrhythmus hin: Arbeit und arbeitsfreie Zeit bilden eine das Leben prägende Einheit.

Arbeitsfreie Zeit im heutigen Sinne von „Freizeit“ ist ein noch junges Phänomen der Geschichte. Eine mit wenigen Ausnahmen für alle Schichten der Bevölkerung geregelte Arbeits- und Freizeit gibt es erst seit neuerer Zeit. Die *vorindustrielle Epoche* kannte keinen gesetzlich geregelten Freizeitraum. Der „Feierabend“ löste den Arbeitstag ab nach den Gegebenheiten der Tages- und Jahreszeiten. In der bäuerlich-handwerklichen Gesellschaft war der Feierabend, soweit er nicht durch eine aus schwerer Arbeit resultierende völlige Erschöpfung der Menschen gekennzeichnet war, eine einen inneren Zusammenhang mit dem Tagewerk bildende Zeit des Feierns und des Ausruhens, die in den festen Bahnen der Tradition und der das Leben überhaupt prägenden familialen, nachbarschaftlichen und kirchlichen Gemeinschaften verlief. Ebenfalls in festen Bahnen verliefen die Sonn- und Festtage, für deren Gestaltung die Kirche als religiös-kulturell prägende Kraft bestimmend war. Einen fundamentalen Bruch mit dieser handwerklich-bäuerlich strukturierten Gesellschaft bedeutete das in der *frühindustriellen Epoche* zur Herrschaft gelangte Zeitalter der Maschinen, die unabhängig vom natürlichen Rhythmus der Tages- und Jahreszeiten „arbeiteten“ und damit den sie „bedienenden“ Menschen einer in diesem Maße bisher nicht gekannten Arbeitsüberlastung auslieferten. Von einem bezahlten Urlaub für die Industriearbeiter war man noch weit entfernt, und eine Wochenarbeitszeit von mehr als 60 Stunden schränkte darüber hinaus die freie Zeit wesentlich ein. Es war für viele Arbeiter schon ein Gewinn, wenn wenigstens der Sonntag ein arbeitsfreier Tag war. Er diente der Ruhe und Erholung, in seinem Zentrum stand der Gottesdienstbesuch mit Familie und Angehörigen. Eine weitere Zunahme freier Zeit brachte erst die Ende des 19. bzw. Anfang des 20. Jahrhunderts – nicht zuletzt unter

entscheidender Mitwirkung des sozialen Katholizismus – einsetzende Arbeitszeitgesetzgebung. Ein entscheidender Schritt war hier die Festlegung des Acht-Stunden-Tages zu Beginn der Weimarer Republik. Vorbildlich war auch der in der Weimarer Verfassung ausgesprochene Schutz des *arbeitsfreien Sonntags*, einer Bestimmung, die nach dem Zweiten Weltkrieg ins *deutsche Grundgesetz* übernommen wurde.

Mit dem im Gefolge der *Wiederaufbauzeit* nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzenden Wirtschaftsaufschwung entstanden schließlich die Bedingungen, die einer breiten Bevölkerungskreisen offenstehenden Freizeitgesellschaft den Weg bahnten. Zunehmend bilden *Freizeit- und Konsumwelt* eine einheitliche Welt. Mag für manche Menschen Einkaufen nichts anderes sein als Qual und lästige Notwendigkeit, mögen andere die Nase rümpfen vor konsumistischer „Unkultur“, so scheinen doch heute viele anders zu empfinden. Freizeit wird zum Einkaufsvergnügen und Einkaufen seinerseits über den Versorgungsaspekt hinaus zum Erlebnis, das Jung und Alt, Single und Familie in seinen Bann ziehen soll, unterstützt von einer neu entstandenen, überaus vielfältigen Infrastruktur aus Einkaufs-, Freizeit- und Erlebniswelten.

Die kommerzialisierte Freizeitwelt mag – als Gegenwelt zur Arbeit – viel Entspannung, Freude und soziale Kommunikation mit sich bringen, gleichwohl kommt hiermit zugleich eine bestimmte Wertauffassung in den Vordergrund, die zum *kritischen Nachdenken* Anlass gibt. Die kommerzialisierte, an ständig neuen Erlebnissen orientierte Freizeitwelt kennt keine Befriedigung und Erfüllung ihres Strebens, und sie lebt von subjektiven, gleichwohl von außen, vom Zeitgeist vorgegebenen Eindrücken. Eine postmoderne Wertewelt setzt sich durch und bestimmt auch den Lebensstil. Ein tieferes Bedenken des Lebenssinns hat hier keinen Platz. Die Kommerzialisierung unserer freien Zeit führt so zu dem paradoxen Resultat, dass trotz Zunahme der freien Zeit das Gefühl der Zeitnot immer mehr um sich greift. Die Zeit verliert ihren Tiefensinn, wird oberflächlich, dirigiert von einem in kurzfristigen und schnelllebigen Kategorien sich abspielenden Gefühlshaushalt.

Mut zur Muße und Besinnung

Es mehren sich die Stimmen, die aus dem Ungenügen einer letztlich nur die Planungskategorien der Arbeitswelt widerspiegelnden Freizeitwelt *Besinnung* reklamieren. Freizeit müsse wieder zur Sinnperspektive finden. Es gelte, jenseits von Zerstreuung oder besinnungsloser Geschäftigkeit, jenseits von Konsumismus und Materialismus die gewonnene Ver-

fügung über mehr freie Zeit sinnvoll zu verwenden.¹⁶ Anzeichen, dass dieses Anliegen heute von vielen nachdenklichen Menschen bis hin zu aktiven Mitgestaltern der heutigen Konsum- und Freizeitwelt wahrgenommen wird, gibt es nicht wenige – jedenfalls für denjenigen, der zu sehen, wahrzunehmen und hinzuhören vermag. Man lasse einmal die Titel und Texte mancher Songs der heutigen Musikszene auf sich wirken, um zu merken, dass eine untergründige Besinnung sich artikuliert.

In diesem Zusammenhang ist auf ein Phänomen unserer Medienwelt hinzuweisen: es lautet „Wahrnehmungsdefizit“. Wir haben oft eine nur noch getrübbte Wahrnehmung der Wirklichkeit. Die Wirklichkeit ist mehr als die in den Medien präsentierte Konsum- und Freizeitwelt. Zur Wirklichkeit gehört, dass es auch heute noch eine *Familienkultur* gibt mit Gespräch, weltlichen und religiösen Festen, Einbindung in das kirchliche Leben, Engagement für die Nöte des anderen im Kreis der Familie, der Pfarrei, der Freunde. Auch Fernsehen oder Computerwelt diktieren nicht überall die freie Zeit. Nicht wenige Jugendliche engagieren sich in Sportvereinen, denen sie fest verbunden sind. Auch heute noch achten Eltern auf die musische Bildung der Kinder, gehen junge Menschen musischen Beschäftigungen nach, pflegen die Hausmusik, lesen und kultivieren das Gespräch.

Spätestens in diesem Zusammenhang stößt man unweigerlich auf die Thematik der „*Muße*“. „*Muße*“ besagt genau jenen Bereich, der außerhalb der alltäglichen, arbeitsweltlichen Nutzenorientierung liegt und gleichwohl, ja sogar zuinnerst, zur menschlichen Existenz gehört. *Muße* ist geistige Orientierung, unserem menschlichen Dasein Richtung gebende Sinnorientierung, und damit eine existentielle Angelegenheit. Denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein, er hat eine geistige Bestimmung, ist auf das Göttliche, den Schöpfer und die Schöpfung hin orientiert. *Muße* bedeutet Nachsinnen über sich und die Wirklichkeit, Anerkennung der – vor aller menschlichen Arbeit – gottgeschaffenen Wirklichkeit, Dankbarkeit für das von Gott Geschenkte. *Muße* kommt daher Vorrang vor der Arbeit zu.

Muße ist keine Funktion der Arbeitswelt, ist überhaupt *nicht funktionalistisch*, als soziale Funktion, erklärbar. Sie ist vielmehr das Zentrum, um das sich alles dreht. *Muße* überschreitet alles Funktionale auf das *Transzendente* hin. Damit ist die *Muße* wahrhaft menschenwürdig und, christlich gesprochen, dem Wesen des Menschen als Person, als Gottes Ebenbild adäquat. Denn aufgrund dieser unverlierbaren, gottverliehenen Würde, die der (geborene wie der ungeborene) Mensch über alle gesellschaftlichen Ansprüche hinweg besitzt, darf er – genauso wie die *Muße*

nicht von der Arbeit gänzlich verdrängt werden darf – in keiner Weise zum „Funktionär“ der Gesellschaft reduziert werden.

Die innere Zuordnung von Arbeit und Muße gehört zu den kulturbestimmenden Elementen einer Gesellschaft.¹⁷ Dies wiederum gründet nicht zuletzt in den religiösen Quellen, aus denen eine Gesellschaft Kraft finden kann. *Josef Pieper* hat hierzu in seinen kulturphilosophischen Abhandlungen Wesentliches gesagt.¹⁸ Es ist nicht einerlei, ob diese Zuordnung auch heute noch lebendig ist oder doch wenigstens wieder an Wert zu gewinnen beginnt oder nicht. Schließlich geht es um die Sinnbestimmung des Lebens und somit auch der Arbeitswelt. *Religion* und *Kultur*, Muße und Besinnung sind eine Kraftquelle und ein Rationalitätsgewinn der Gesellschaft, wie gerade auch Papst *Benedikt XVI.* nicht müde wird aufzuzeigen. Zweckrational diszipliniertes Arbeitsethos und wirtschaftliche Effizienz allein, so wichtig sie für sich sind, genügen nicht, wenn sie nicht aus einer die Alltagswelt übergreifenden, gestaltenden und ausgleichenden Tiefenschicht der Besinnung ihre Kraft schöpfen. Hinzuweisen wäre in religiöser Hinsicht auf die im staatlichen Recht verankerte europäische Tradition des arbeitsfreien *Sonntags*, der jeder Arbeitswoche von neuem Sinn und Ziel verleiht, der Hinordnung auf Gott, der Besinnung, dem Gespräch, dem familiären Leben, der der geistigen und physischen Erholung dient und so einen weiten Raum der persönlichen Entfaltung zu geben vermag. Eine besondere Rolle kommt der – das christliche Leben durch all die Jahrhunderte bestimmenden – benediktinischen Tradition des „ora et labora!“ („bete und arbeite!“) zu, die ein Erfolgsrezept der europäischen Gesellschaft und darüber hinaus auch anderer Gesellschaften war und ist. Lebenskluge Menschen, nicht zuletzt auch Wirtschaftsführer und Manager von heute wissen um den Wert dieser Regel. Der zeitweise Rückzug in die Stille der Klöster erfreut sich heute nicht ohne Grund einer zunehmenden Beliebtheit. Der Glaube an die Kraft des Gebets wie überhaupt die Ausrichtung des Lebens an die Tiefendimensionen dessen, was man als die Kultur der Muße nennen könnte, ist – so wollen wir jedenfalls hoffen – dabei, eine neue Konjunktur zu finden.

Anmerkungen

- 1 Vgl. A. Rauscher: Sozialethische Überlegungen zur Arbeitsgesellschaft der Zukunft. In: ders. (Hg.): Arbeitsgesellschaft im Umbruch. Ursachen, Tendenzen, Konsequenzen. Berlin 2002, 167–177.

- 2 Vgl. G. Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt 1993.
- 3 Vgl. K.-G. Michel: Konsumethik in der Wohlstandsgesellschaft. Paderborn 1997, 122 ff.; S. Wirz: Vom Mangel zum Überfluß. Münster 1993.
- 4 J. Messner: Was ist Menschenwürde? In: Internationale Katholische Zeitschrift 6 (1977), 233–240, hier 234.
- 5 Vgl. hierzu und zum Folgenden W. Conze: Arbeit. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, hg. von O. Brunner, W. Conze, R. Koselleck. Stuttgart 1972, Bd. 1, 154–215, hier 159 ff.
- 6 Vgl. F. Steinbach: Der geschichtliche Weg des wirtschaftenden Menschen in die soziale Freiheit und politische Verantwortung. Köln 1954.
- 7 Vgl. P. Wilpert (Hg.): Beiträge zum Berufsbewußtsein des mittelalterlichen Menschen. Berlin 1964.
- 8 Vgl. U. Knefelkamp (Hg.): Zisterzienser. Norm, Kultur, Reform – 900 Jahre Zisterzienser. Berlin 2001.
- 9 Hierzu und zum Folgenden W. Conze: a.a.O., 163 ff.
- 10 W. Conze: a.a.O., 166.
- 11 Vgl. H. Arendt: Vita activa oder Vom tätigen Leben. Stuttgart 1960, Kapitel III, IV und VI.
- 12 Vgl. P. P. Müller-Schmid: Emanzipatorische Sozialphilosophie und pluralistisches Ordnungsdenken. Stuttgart 1976.
- 13 Vgl. M. Riedel: Theorie und Praxis im Denken Hegels. Stuttgart – Berlin 1965.
- 14 Zur Analyse und Kritik des marxistischen Systemansatzes vgl. A. F. Utz: Die marxistische Wirtschaftsphilosophie. Bonn 1982.
- 15 Vgl. L. Roos: Laborem exercens. Sinn und Sozialgestalt der menschlichen Arbeit. Köln 1982; Päpstlicher Rat für Gerechtigkeit und Frieden: Kompendium der Soziallehre der Kirche. Freiburg i. Br. 2006, 207 ff.
- 16 Vgl. Abtprimas N. Wolf: Worauf warten wir? Ketzerische Gedanken zu Deutschland. Reinbek bei Hamburg 2006, 187 ff.; siehe auch die zahlreichen Arbeiten von H. W. Opaschowski (u. a. die Abhandlung: Freizeit, Konsum und Lebensstil. Köln 1990, 36 ff.).
- 17 Vgl. Joseph Kardinal Höffner: Christliche Gesellschaftslehre, herausgegeben, bearbeitet und ergänzt von L. Roos. Kevelaer 1997, 149 ff.
- 18 Vgl. J. Pieper: Muße und Kult. In: Werke in acht Bänden. Band 6: Kulturphilosophische Schriften, hg. von B. Wald. Hamburg 1999, 1–44.

Zur Person des Verfassers

Dr. phil. habil. Peter Paul Müller-Schmid, bis 2006 Wiss. Referent an der KSZ in Mönchengladbach.